GENDER OPEN REPOSITORIUM

Gender in der Kinder- und Jugendhilfe

Bitzan, Maria

2004

https://doi.org/10.25595/1018

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bitzan, Maria: *Gender in der Kinder- und Jugendhilfe*, in: Glaser, Edith; Klika, Dorle; Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Gender und Erziehungswissenschaften (Bad Heilbrunn / Obb.: Klinkhardt, 2004), 461-476. DOI: https://doi.org/10.25595/1018.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

HANDBUCH
GENDER UND ERZIEHUNGSWISSENSCHAFT

herausgegeben von

Edith Glaser, Dorle Klika und Annedore Prengel



2004

VERLAG JULIUS KLINKHARDT • BAD HEILBRUNN / OBB.

Für Prof. Dr. Doris Knab
zum 75. Geburtstag

Die Deutsche Bibliothek – Cip-Einheitsaufnahme

Ein Titelsatz für diese Publikation ist bei
der Deutschen Bibliothek
erhältlich.

2004.7.Ll. © by Julius Klinkhardt.
Das Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Druck und Bindung:
AZ Druck und Datentechnik, Kempten
Printed in Germany 2004
Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem alterungsbeständigem Papier
ISBN 3-7815-1323-8

Einleitung 9
Edith Glaser/Dorle Klika/Annedore Prengel

Wissenschaftsforschung, Disziplin Erziehungswissenschaft und Geschlecht ... 16
Edith Glaser/Karin Priem

1 Theoretische Perspektiven auf die erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung

DerDieDas Subjekt und die Welt – Bildungstheoretische Beiträge 33
Dorle Klika

Zwischen Eigenem und Fremden – Phänomenologische Beiträge 47
Johanna Hopfner

Das Geschlecht als semiotischer Unterschied – Zeichentheorie als Grundlage der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung 58
Rita Casale/Sabina Larcher

Diskurstheoretische Zugänge in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung 76
Karin Amos

Zwischen Gender-Gesichtspunkten gleiten – Perspektivitätstheoretische Beiträge 90
Annedore Prengel

Theorien der Differenz – Anregungen aus Philosophie und Psychoanalyse .. 102
Barbara Rendtorff

Gleichheit-Differenz-Konstruktion-Dekonstruktion 112
Christiane Micus-Loos

Geschlecht als psychische Realität – Psychoanalytische Beiträge 127
Luise Winterhager-Schmid

Sozialisation – ein veraltetes Konzept in der Geschlechterforschung? 146
Carol Hagemann-White

Generationentheorien und erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung 157
Friederike Heinzel

Doing Gender: Konstruktivistische Beiträge 175
Hannelore Faulstich-Wieland

Systemtheorie und Geschlechtertheorie 191
Vera Moser

Der Blick auf evolvierte Verhaltensstrategien:
Anregungen aus der Soziobiologie 200
Annette Scheunpflug

Kulturtheoretische Perspektiven auf Geschlecht und
Geschlechterverhältnisse 215
Barbara Friebertshäuser

Arbeit und soziale Ungleichheit – Gesellschaftstheoretische Beiträge 237
Doris Lemmermöhle

Dekonstruktive Perspektiven auf das Referenzsystem von
Geschlecht und Sexualität – Herausforderungen der Queer Theory 255
Jutta Hartmann

Männerforschung und Erziehungswissenschaft 271
Edgar Forster/Markus Rieger-Ladich

2 Bildungshistorische Zugänge der Frauen- und Geschlechterforschung

Von der klassischen Sozialgeschichte zur
„Sozialgeschichte in der Erweiterung“ 287
Elke Kleinau

Erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung als Ideengeschichte 303
Brita Rang

Historische Genderforschung und „cultural turn“ 322
Meike Sophia Baader

Klassikerinnen 337
Margret Kraul

3 Gender in Teildisziplinen und Handlunsgfeldern

Gender in der Familienerziehung 349
Christiane Micus-Loos/Yvonne Schütze

Gender im Kindergarten 361
Dagmar Kasüschke

Gender in der Primarstufe des Schulwesens 372
Astrid Kaiser

Gender in den Sekundarstufen 389
Elke Nyssen

Gender in den Fachdidaktiken 410
Hanna Kiper

Gender in der Sonder- und Integrationspädagogik 425
Ulrike Schildmann

Gender in der Interkulturellen Pädagogik 436
Marianne Krüger-Potratz/Helma Lutz

„Dolle Deerns", „PfundzKerle" und „MezzoMezzo" –
Gender in der außerschulischen Kinder- und Jugendarbeit 448
Margitta Kunert-Zier

Gender in der Kinder- und Jugendhilfe 461
Maria Bitzan

Jungen- und Männerarbeit 477
Edgar Forster

Gender in der Berufsbildung 491
Antje Bredow

Gender in der Erwachsenenbildung 502
Anne Schlüter

Gender Studies: Feministische Perspektiven in Studium und Lehre 515
Ingrid Schacherl

Gender in derLehrerInnenbildung und Schulentwicklung 523
Christine Biermann/Barbara Koch-Priewe

Psychosoziale Beratung und Genderrelation 540
Ruth Großmass/Christiane Schmerl

Gender und Medienpädagogik 557
Agi Schründer-Lenzen

Gender Mainstreaming – Perspektiven für die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung 574
Birgit Schaufler

4 Methodologie und Forschungszugänge

Methodologie und Gender 587
Ulrike Popp

Geisteswissenschaftlich- und sozialwissenschaftlich-hermeneutische Zugänge 599
Regina Mikula/Andrea Felbinger

Objektiv hermeneutische Zugänge 610
Merle Hummrich

Tiefenhermeneutische Zugänge 622
Regina Klein

Ethnographische Ansätze 636
Helga Kelle

Biographieforschung – Erziehungswissenschaft – Genderforschung 650
Heide von Felden

Quantitative Zugänge 663
Ulrike Popp

5 Anhang

Sachregister 681
Namensregister 693
AutorInnenverzeichnis 703

Gender in der Kinder- und Jugendhilfe

Maria Bitzan

Dieser Beitrag zeigt auf, in welcher Weise die Kategorie Geschlecht in den Handlungsformen der erzieherischen Hilfen relevant ist. In diesem Arbeitsfeld hat die Jugendhilfe mit Problemlagen und Zuspitzungen des Geschlechterverhältnisses zu tun, die vor allem dann sichtbar werden, wenn „Normalität" nicht mehr funktioniert: Jugendliche greifen zur Bewältigung von Belastungen auf Geschlechtsstereotype zurück, die ihnen in ihrer Identitätssuche Sicherheit und die Anerkennung, „richtig" zu sein, vermitteln können – z.B. greifen Jungen auf Gewaltanwendung zurück, z. B. sexualisieren Mädchen ihre Erscheinung oder beginnen krankhaft zu fasten. Gleichzeitig reagieren Institutionen der Erziehung verstärkt auf Abweichungen von Geschlechtserwartungen und sie setzen ihre Interventionen geschlechtsbezogen an. Immer deutlicher wird zudem, dass ein großer Teil vorhandener Konflikte in den Lebenslagen der jungen Menschen aus dem Geschlechterverhältnis selbst herrührt, nicht zuletzt aus Gewalthandlungen an Mädchen und Jungen, die oft sexuell konnotiert sind.[1]

Um die Thematik dieses Beitrags einerseits in den größeren Zusammenhang der Debatte um das Geschlechterverhältnis in der Jugendhilfe zu stellen und um sie andererseits hinreichend einzugrenzen, werden zwei Klärungen vorangestellt:

1. Die *Jugendhilfe* umfasst nach dem seit 1991 (in den neuen Bundesländern seit 1990) in Kraft getretenen Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) als Bestandteil des Sozialgesetzbuches alle Bereiche sozialpädagogischer Arbeit mit Kindern und Jugendlichen (ebenso die verbandliche Arbeit und die Jugendbildungsarbeit). D. h. sie umfasst die Erziehung in früher Kindheit (Kindergärten, Tagesbetreuung) ebenso wie die offene Jugendarbeit (Jugendhäuser, streetwork), die Jugendsozialarbeit (soziale Gruppenarbeit, Hilfen im Übergang Schule – Beruf etc.). Zu ihr gehören des weiteren wesentlich die Erziehungs- und Familienhilfen, das sind ambulante Hilfen wie Tagesgruppen und Familienhilfe sowie stationäre Hilfen (Heimerziehung). In der früheren gesetzlichen Verfasstheit waren Jugendarbeit und erzieherische Hilfen finanziell, konzeptionell und organisatorisch so stark voneinander getrennt, dass Themen und Neuerungen des einen Feldes kaum auf das andere abstrahlten. Erst mit dem KJHG und der Konjunktur der lebensweltorientierten Jugendhilfe – integrative, flexible, bereichsübergreifende Formen (vgl. Wolff/Schröer/Möser 1997) – gibt es Chancen für einen aufeinander bezogenen Dialog.[2]

Die Aufgaben der Jugendhilfe sind sehr grundsätzlich als Beitrag zu günstigeren Lebensbedingungen von Kindern und Jugendlichen (§1 KJHG) und als durch-

gängige Berücksichtigung der unterschiedlichen Lebenslagen von Mädchen und Jungen mit dem Ziel des Abbaus geschlechtsspezifischer Benachteiligungen (§9,3 KJHG) formuliert. Insofern kann sie sich nicht auf kompensatorische Einzelfallbearbeitungen zurückziehen, sondern sie muss auch gesellschaftliche Rahmenbedingungen mitgestalten, d.h. fachliche Handlungsstrategien müssen immer eine individuell-persönliche *und* eine strukturell-politische Zielrichtung verfolgen.
Die (Er-)Findung geschlechtsbezogener professioneller Praxis verlief in den einzelnen Feldern der Jugendhilfe im Verlauf der letzten 20 Jahre extrem ungleich und ungleichzeitig. Ausgehend von Erfahrungen und Projekten der neuen Frauenbewegung rückten Mädchen ins Blickfeld von Pädagoginnen: zum einen in der offenen Jugendarbeit als Adressatinnengruppe, die quantitativ und qualitativ unbeachtet geblieben war („Jugendarbeit ist Jungenarbeit"), zum anderen durch die Kritik an den erzieherischen Hilfen, in denen Mädchen traditionellen Angeboten und Zuschreibungen bezüglich ihrer Problemlagen und Lösungsmöglichkeiten ausgesetzt waren. In den Expertisen für den 6. Jugendbericht (1984) wurden erstmals alle Felder der Jugendhilfe untersucht und ein breiter Handlungsbedarf zur besseren Berücksichtigung von Mädchen und zur Erhöhung der Chancengleichheit offiziell festgestellt.[3]
Auseinandersetzungen um geschlechtsbezogene Angebote in der Jugendhilfe sind immer wieder von einer erstaunlichen Undifferenziertheit bezüglich der einzelnen Felder der Jugendhilfe als auch der in den Blick zu nehmenden Problemlagen gekennzeichnet. Was in der offenen Jugendarbeit doch einigermaßen flächendeckend allmählich als Standard (differenzierte geschlechterbezogene Angebote) formuliert werden kann und auch in Kommunalparlamenten nicht mehr grundsätzlich angezweifelt wird, gilt noch lange nicht für das Feld der erzieherischen Hilfen oder gar für den Bereich der Tagesbetreuung von kleinen Kindern oder für Erziehungsberatungsstellen etc.
2. Der *aktuelle Diskurs über die Geschlechterfrage* wird an zwei „Fronten" und auf zwei Ebenen geführt und löst eine Menge Missverständnisse und unbeabsichtigte Folgen aus:[4] Mit Bezug auf neuere Theorieentwicklungen in der Frauen- und Geschlechterforschung wird darüber reflektiert, in wie weit ein geschlechtsbezogener Ansatz nicht gerade das reifiziert, was er verflüssigen möchte: die Zweigeschlechtlichkeit als eindeutiges Ordnungssystem. Bei dieser Kritik bleiben m. E. häufig das Geschlechter*verhältnis* als geronnenes *Konflikt*verhältnis in der Gesellschaft ebenso außen vor wie die aufgrund der bestehenden hierarchischen Zweigeschlechtlichkeit erlittenen Verletzungen und Einbahnstraßen der Lebensentwürfe bei beiden Geschlechtern. Denn – und das ist die zweite Ebene – die derzeit vorfindlichen, sich zunehmend ausdifferenzierenden Lebenslagen von Jungen und Mädchen, die sich zwischen den Geschlechtern tendenziell immer weiter angleichen (v. a. in Bezug auf kulturelle Orientierungen und Bildungschancen), sind dennoch auch weiterhin durch geschlechtsspezifische Belastungen und Zu-

mutungen gekennzeichnet, die sich bei jungen Menschen v. a. in der Lebensplanung und im Erleben von Gewalt und Herabsetzung zeigen. Modernisierung hat aus dem Geschlecht resultierende Konflikte verändert, aber nicht gelöst (vgl. Geissler/Oechsle 1998; Diezinger/Rerrich 1998). Als zentrale Zumutung bleibt die gesellschaftliche Ausgrenzung der Tätigkeiten des Sorgebereichs (Care) aus der gesellschaftlichen Arbeitsorganisation. Praktisch wird daraus das Problem der „Vereinbarkeit von Familie und Beruf" für Frauen, was sich bereits im Jugendalter deutlich auf die Perspektiven der Mädchen hinsichtlich ihrer beruflichen und allgemeinen Zukunftsplanung auswirkt.[5] Hinzu kommen Herabsetzungen, Übergangenheiten und Gewalt gegen Frauen und Mädchen als Alltagsbestandteil jeden weiblichen Lebenszusammenhangs. Nur sind diese Konflikte heute wieder weniger kommunizierbar, weil unter den Vorzeichen der Individualisierung vermeintlich jede (und jeder) ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen kann. Gewalt, Zurücksetzung und Nicht-Gelingen werden demnach eher als individuelles Scheitern denn als Folge eines gesellschaftlichen Konflikts interpretiert und entsprechend therapeutisch, pädagogisch oder administrativ behandelt (vgl. Geissler/Oechsle 1998; Böhnisch/Brückner 2001).

Mädchenarbeit und in geringerem Umfang Jungenarbeit (↗ Forster) – also geschlechtsbezogene Praxis – haben sich im mainstream der Jugendhilfe noch nicht flächendeckend durchgesetzt. Während die AkteurInnen um Anerkennung und Umsetzung kämpfen, müssen sie sich gleichzeitig mit Infragestellungen und Neuorientierungen im thematischen Konzept auseinandersetzen. Für (selbst)kritische Nachdenklichkeit bleibt wenig Raum (vgl. Bitzan/Daigler 2001; Heiliger 2002).

Dieser knappe Einblick in die derzeitige Standpunktsuche in der aktuellen Debatte soll genügen, um zu verdeutlichen, dass der Konsens über die Notwendigkeit geschlechtsbezogener Ansätze in der Jugendhilfe keineswegs gesichert ist und selbstkritische Verständigungen der Fachlichkeit allzu schnell von der Politik für die Rücknahme beschlossener Standards benutzt werden. In diesem Sinn sind vereinzelt auch negative Effekte der Einführung des gender mainstreaming in die Jugendhilfe zu verzeichnen, beispielsweise das Ersetzen spezifischer Angebote durch einen allgemein gehaltenen Grundsatz.[6]

Dieser Beitrag bezieht sich im wesentlichen auf die *erzieherischen Hilfen* als den „harten Kern" der Jugendhilfe. Zunächst soll 1) die kurze Geschichte geschlechtsbezogener Thematisierungen dargestellt und die wichtigsten Erkenntnisse zusammengestellt werden, dann 2) die aktuelle Situation charakterisiert werden, um schließlich 3) Perspektiven zu formulieren.

1 Geschlechtsbezogene Forschungen oder: der feministische Blick auf Probleme und Interventionen

Auch in der Jugendhilfe ging die Thematisierung der Geschlechterdifferenz von der Frauenbewegung aus. Engagierte Pädagoginnen, die für sich selbst nach befreienderen Lebensentwürfen suchten, wurden aufmerksam auf die Situation von *Mädchen* in der Jugendhilfe. Zunächst in der offenen Jugendarbeit wurden Angebote, Räumlichkeiten und Zuschreibungen kritisiert, die Mädchen in traditionellen Bildern festhielten und von Aktivitäten ausschlossen (vgl. Savier/Wildt 1978).

Erst ungefähr fünf bis zehn Jahre später als die offene Arbeit wurden die Erziehungshilfen Gegenstand von geschlechtsbezogener Jugendhilfeforschung. Im Versuch, diese zeitversetzte Perspektive zu erklären, verweisen Luise Hartwig und Martina Kriener (1993, 1997), die wie keine anderen immer wieder einen Überblick über die Entwicklung der erzieherischen Hilfen im Hinblick auf ihre Mädchengerechtigkeit erstellten (vgl. auch Hartwig 1990, 2001), darauf, dass die Koedukation in der Heimerziehung eine neue und „progressive" Errungenschaft war: „Eine gesonderte Betrachtung der Koedukation schien nicht mehr notwendig, da die Koedukation die Emanzipation der Geschlechter schlechthin bewirken sollte" (Kriener/Hartwig 1997, S. 196). Diese Tradition zieht sich durch bis in neueste Veröffentlichungen: Obwohl immer häufiger ein geschlechtsbezogener Sprachgebrauch zu finden ist, wird geschlechteranalytisch oder -konzeptionell nichts geklärt (z.B. zahlreiche Beiträge in Birtsch/Münstermann/Trede 2001 und in Kriener/Petersen 1999).

So entstanden eher zaghaft Mitte der 1980er Jahre die ersten großen Untersuchungen, die auch die erzieherischen Hilfen und die Jugendlichen, die diese in Anspruch nehmen (sollen), in den Blick nahmen. Die Arbeiten von Blandow/Winter-v.Gregory/Schmitz (1986) wurden fortgesetzt mit der Hessischen Mädchenstudie (vgl. ISA/LWV Hessen 1987) und den ersten Untersuchungen zu Mädchen auf der Straße (vgl. Trauernicht 1989). Diese Studien interessierten sich insbesondere für die Diagnosen, die dazu führen, dass *Mädchen* in die öffentliche Erziehung kommen sowie für die Formen der Hilfen und die dahinterstehenden Bilder von Mädchen und Familie.

Gleichzeitig entdeckten Feministinnen, nicht zuletzt durch die inzwischen in einigen Städten etablierte Arbeit der Frauenhäuser, die immensen Ausmaße sexueller Gewalt an Mädchen (später dann auch an Jungen), die bisher in der Jugendhilfe völlig verkannt waren (vgl. Kavemann/Lohstöter 1984). Analog zur Arbeit mit erwachsenen Frauen entstanden autonome Projekte und Konzeptionen für eigenständige Mädchenhäuser, die vor allem zwei Zielrichtungen verfolgten: 1) einen sicheren Ort für Mädchen zu schaffen, an dem sie keiner männlichen Gewalt ausgesetzt sind, an dem ihnen Glauben in Bezug auf Erfahrungen von Ge-

walt geschenkt wird und an dem sie Stabilisierungen ihres Selbstbewusstseins und ihrer Identität als Mädchen/Frauen wiedergewinnen können, und 2) als autonomes Projekt ein ganzheitliches Konzept gegen reduzierende Problemsichtweisen der Jugendhilfe und gegen gesellschaftliche Tabuisierung von sexueller Gewalt zu setzen. Diese Aktivitäten warfen ein völlig neues Bild auf Probleme und Bewältigungsverhalten von Mädchen und auf die unzulänglichen Umgangsweisen der Jugendhilfe mit ihnen und bewirkten eine Dauerdiskussion mit großer öffentlicher Beteiligung.

Die Befunde über die erzieherischen Hilfen zwischen 1982 und 1995 lassen sich folgendermaßen zusammenfassen (vgl. Stein-Hilbers 1988; Kriener/Hartwig 1997):

– *Familienorientierung*: Alle Untersuchungen bestätigen, dass Mädchen vor allem mit Beginn der Pubertät oder später Hilfen zur Erziehung erhalten. „In der Untersuchung von Blandow u.a. [...] waren rund ein Fünftel der Mädchen, aber ein Drittel der Jungen bereits vor dem 10. Lebensjahr erstmalig betreut worden" (Stein-Hilbers 1988, S. 142). An diesen Zahlen zeigt sich, dass Mädchen länger in den Familien gehalten werden[7] und die familiale Kontrolle bei Mädchen ausgeprägter ist als bei Jungen. Die Verantwortung für die Mädchenerziehung wird also gesellschaftlich stärker der Familie zugeordnet und gleichzeitig werden Problemlagen von Mädchen in den Familien nicht erkannt.

– *Traditionelle Problemdefinitionen und Erwartungen an Mädchen*: Durchgängig wird in den Untersuchungen gezeigt, wie sehr die Problemwahrnehmung der Professionellen an traditionellen Geschlechterbildern orientiert ist. Demzufolge tauchen in den Begründungen für den Beginn einer Hilfe vor allem problematische Familienverhältnisse, Weglaufen der Mädchen und Sexualverhalten (früher: „Verwahrlosung") auf. Kriener/Hartwig fassen zusammen: „Die Probleme der Mädchen werden dabei im Sinne des Abweichens von der erwarteten Geschlechterrolle bewertet" (1997, S. 197). Auch Stein-Hilbers zieht diese Bilanz: „Mädchen werden vor allem wegen ‚Umhertreiben/Weglaufen' und unerwünschter sexueller Beziehungen [...] untergebracht: bei Jungen geschieht dies vorwiegend wegen delinquenter Handlungen im Zusammenhang mit Leistungsstörungen und Umhertreiben/Weglaufen" (1988, S. 144). Obwohl schon Ende der 1980er Jahre nicht mehr in gleichem Maße wie zuvor die klassischen Erwartungen der Ehefrau- und Mutterexistenz an die Mädchen gerichtet wurden, wird dennoch die häusliche Situation viel zu wenig als Ursache für das Verhalten der Mädchen in Betracht gezogen. Dass sich Mädchen mit Weglaufen gegen unerträgliche Zustände zur Wehr setzen, wird immer noch verkannt. So wurde 1980 bereits festgestellt, dass zwei Drittel der Untergebrachten in geschlossenen Heimen Mädchen sind (63,3 %) mit häufigster Indikation „Weglaufen" und „unerwünschte sexuelle Beziehungen" (Landschaftsverband Rheinland, zit. nach Stein-Hilbers 1988, S. 145). Die Lockerungen in den Normen zum Sexualverhalten bringen sowohl

Mädchen dabei in unsichere Grauzonen zwischen Wunsch nach und Zwang zu sexuellen Kontakten und der Frage nach Erleben-Wollen und sich-Schützen-Müssen. Solange diese Konflikte weder als Bewältigungsaufgaben noch als Reaktionen auf mangelnde Unterstützung, Liebe und Fürsorge im häuslichen Alltag erkannt werden und auf triebhafte und verführungswillige Charaktere zurückgeführt werden, solange haben Mädchen keine Chance, in den erzieherischen Hilfen andere Unterstützungen zu bekommen, die ihre wirklichen Probleme wahrnehmen – so die Bilanz der einschlägigen Untersuchungen.

– *Sexuelle Gewalt wird nicht erkannt*: die gravierendste Verkennung mädchenspezifischer Probleme ist die Tabuisierung sexueller Gewalt gegen Mädchen. Erst die genannten Untersuchungen und vor allem die Erfahrungen der Mädchenhäuser, die als Zufluchtsstellen und Wohnalternativen für Mädchen mit sexuellen Gewalterfahrungen von Feministinnen eingerichtet worden waren (vgl. Kavemann 1991), zeigten das Ausmaß auf, mit dem Mädchen mit sexueller Gewalt konfrontiert sind und waren in der Lage, Zusammenhänge zu auffälligem Verhalten von Mädchen und ihrem Bedarf an Jugendhilfeleistungen zu erkennen. So muss das Weglaufen häufig als Flucht vor familiären sexuellen Gewalterfahrungen gedeutet werden.[8]

– *Koedukation als fortgesetzte Benachteiligung*: Koedukation war angetreten, Chancengleichheit der Geschlechter durch gemeinsame Erziehung und Gleichbehandlung zu erzeugen und so die Benachteiligung von Mädchen aufzuheben, die in den traditionellen Mädcheneinrichtungen mit der Ausrichtung an den klassischen Frauenrollen gegeben war. Die junge Praxis zeigte jedoch sehr schnell, dass durch eine pure Zusammenlegung der Geschlechter verinnerlichte Verhaltensweisen, eingeübte Problemdefinitionen und gängige Orientierungsprinzipien hinsichtlich der Erziehung und der Bereitstellung von Angeboten keineswegs umgedacht wurden. Neben der *direkten* Diskriminierung, die in unterschiedlichen Zugangsmöglichkeiten zu Ausbildungs- und Freizeitangeboten bestanden, wurde vor allem die *indirekte* Diskriminierung übersehen, die bei formal gleichen Zugangschancen die Angebote an den Interessen von Jungen ausrichtet oder Formen der Gestaltung und der Partizipation praktiziert, in denen Mädchen sich nicht wiederfinden. Diese in der offenen Jugendarbeit immer wieder nachgewiesenen Benachteiligungen wurden in den erzieherischen Hilfen viel weniger thematisiert. Hinzu kamen Erfahrungen von Diskriminierung und Übergriffen im koedukativen Zusammenhang, die Mädchen ein zweites Mal männlicher Dominanz und Verfügungsgewalt aussetzten. So wurden weder die möglichen Zusammenhänge zwischen häuslichen Gewalterfahrungen und den „abweichenden" Verhaltensweisen der Mädchen erkannt und entsprechend schützend und heilend bearbeitet, noch ihren aktuellen Interessen und Entwicklungsnotwendigkeiten in den Angeboten der Jugendhilfe Rechnung getragen; das Wort von der „doppelten Benachteiligung" für Mädchen entstand.

Die hier sehr verkürzend zusammengetragenen Befunde entstammen Untersuchungen, die sich für die Situation von *Mädchen* in den erzieherischen Hilfen interessierten und davon ausgehen, dass Mädchen in den allgemeinen Problemsichtweisen und Interventionsformen eher untergehen als Jungen (vgl. Retza/Weber 2001). Es gab (fast) keine Untersuchungen, die die Frage nach der Geschlechtsspezifität auf *Jungen* bezog.[9] Dennoch enthalten sie implizite Aussagen über Jungen und vor allem darüber, wie das Geschlechter*verhältnis* sich auf die Behandlung von Mädchen und Jungen auswirkt. Eine bewusste und konsequentere Thematisierung dieses Blickwinkels blieb dann aber den 1990er Jahren vorbehalten.

2 Aktuelle Befunde: Geschlechterreflexion in den erzieherischen Hilfen

2.1 Koedukation und die Reflexion beider Geschlechter

Obwohl die Anstrengungen von Feministinnen für eine parteiliche Mädchenarbeit und für geschlechtergetrennte Möglichkeiten immer mit der Forderung einhergingen, auch die Situation von Jungen zu reflektieren und entsprechende Angebote zu entwickeln, blieb dieser Ruf lange Zeit (besonders von männlichen Protagonisten) ungehört. Das änderte sich zu Beginn der 1990er Jahre, als die ersten Keime einer neuen Männerbewegung sich öffentlich einmischten (↗ Forster/Rieger-Ladich). Diese Zeit ist von mehreren Umbrüchen gekennzeichnet, die auch die Thematisierung von Jungen beförderten.
Theorieentwürfe zu Subjektbildung und Identität stellten das Konstrukt eines stabilen Subjekts mit festem Kern in Frage und verwiesen – im Zuge der Modernisierung durch Individualisierung – auf die Notwendigkeit, „flexible Identitäten" auszubilden (vgl. Bilden 1991). Durch die zunehmende Notwendigkeit des „Managements" seines Selbst, das in einer Gesellschaft gefordert ist, die den Individuen keine biografischen Verläufe und Aufgaben mehr vorgibt, rücken Prozesse der *Bewältigung* und des *inneren Ausbalancierens* differenter und widersprüchlicher Anforderungen an die Subjekte theoretisch, therapeutisch und auch sozialpolitisch in das Blickfeld der Debatten. In den *Geschlechtertheorien* wurden verstärkt Prozesse der Konstruktion von Geschlecht bzw. Geschlechtsidentitäten erkannt und untersucht, die letztlich – theoretisch konsensual – erbrachten, dass *Geschlecht eine soziale Konstruktion* darstellt, die für beide Geschlechter Zwänge und Formierungen mit sich bringt und in fortwährenden Prozessen des „doing gender" reproduziert wird (↗ Faulstich-Wieland). Mädchen und Jungen müssen sich in die vorherrschende Struktur der Zweigeschlechtlichkeit einfinden und deshalb ist es für sie wichtig, sich eindeutig als Mädchen oder Junge zuordnen zu können bzw. erkannt zu werden – gerade dann, wenn die Geschlechterbilder offener wer-

den. Real sind die Lebensformen und Verhaltensweisen von Frauen und Männern schon immer sehr viel breiter und ausdifferenzierter gewesen als die Stereotypen. Insbesondere das Spektrum für Mädchen und Frauen hat sich in den letzten Jahren erheblich erweitert. Dennoch stellt die ständige Auseinandersetzung um die Pole „männlich" und „weiblich" für Kinder und Jugendliche eine wesentliche Entwicklungsaufgabe dar. Geschlecht muss in dieser Sichtweise als Bewältigungskategorie verstanden werden: zum einen bedeutet es eine Entwicklungsaufgabe, die zunehmend diffuser und widersprüchlicher wird. Zum anderen neigen Individuen da, wo wenige Ressourcen der Identitätsbildung zur Verfügung stehen oder in Krisen dazu, auf Geschlecht zurückzugreifen als entlastende Form des Umgangs mit den anstehenden Herausforderungen. Sich möglichst in die vorhandenen Bilder einzupassen, scheint Erleichterung und „Lösung" für Unsicherheiten zu versprechen. Modernisierung muss sowohl als Angleichung der Lebenslagen von Mädchen und Jungen interpretiert werden als auch als neue Form geschlechterhierarchischer Muster, die Konflikte eher verdeckt, Mädchen allein lässt und Jungen letztlich wieder auf traditionelle Bewältigungsformen orientiert.

Mit den theoretischen Erkenntnisfortschritten wurde es möglich, in Ergänzung zu den von der Frauen- und Mädchenforschung schon lange herausgearbeiteten Seiten der Weiblichkeit und der „männlichen Dividende"[10] auch die *Kosten der Männlichkeit* in den Blick zu nehmen, herauszuarbeiten, welchen Zurichtungen Jungen und Männer unterliegen, um „richtige Männer" zu werden (Böhnisch/Winter 1993; Widersprüche 1995; Meuser 1995). Die Bevorzugung der Jungen in der Jugendhilfe entpuppte sich unter diesem Blickwinkel als einseitiges Training auf klassische Formen von Männlichkeit, die die Jungen eher getrennt lässt von ihren bedürftigen Seiten, ihre als Opfer erlittenen Gewalterfahrungen verkannt hatte und Dominanzen über Mädchen als „normal" bewertete. Die Entwicklung von Jungenarbeit ergab sich im Gegensatz zur feministischen Mädchenarbeit weniger aus einer politischen Emanzipationsbewegung, sondern mehr aus fachlichen Ansprüchen mit dem Impetus, die Jugendhilfe weiterzuentwickeln.

Die hier entstandenen Handlungskonzepte favorisieren auch für Jungen geschlechtshomogene Angebote mit dem Ziel, soziales Verhalten und ein verbreitertes Spektrum der Optionen von Männlichkeit zu befördern. Wegweisend für die Jugendarbeit waren die Arbeiten der Heimvolkshochschule Frille (Glücks/Ottemeier-Glücks 1994), die auf beide Geschlechter bezogene Konzepte entwikkelten. Konkrete Untersuchungen zu und Konzepte für die erzieherischen Hilfen gibt es bisher wenige (Wegner 1995; Neubauer 2002). Vor allem im Wohngruppen- und Heimerziehungsbereich konnten Feministinnen und männerbewusste Pädagogen zusammen Koedukation problematisieren, die Mädchen leicht funktionalisiert für ein harmonischeres Zusammenleben der Gruppe (zusammenfassend Weber 2000). Eine konsequente geschlechtsbewusste Reflexion und Weiterent-

wicklung der koedukativen erzieherischen Hilfen lässt aber nach wie vor auf sich warten. Noch immer wird geschlechtsbezogen vor allem mit Mädchen und Mädchengruppen in Verbindung gebracht. Solange jedoch flächendeckende geschlechterbewusste Angebote nicht „normal" sind, werden Mädchen mädchenbezogene Angebote als Defizitzuschreibung von sich weisen und koedukative Angebote die in ihnen liegenden Chancen nicht ausfüllen. Denn Mädchen und Jungen fallen in den unreflektierten gemischtgeschlechtlichen Interventionsformen auf klassische Verhaltensweisen zurück.

2.2 Mädchen und Jungen in den erzieherischen Hilfen

Ende 1997 wurden 237 099 Jungen und junge Männer sowie 176 957 Mädchen und junge Frauen als LeistungsempfängerInnen von Hilfen zur Erziehung erfasst (vgl. Pothmann/Rauschenbach 1999).[11] Dieses Zahlenverhältnis[12] gibt zu denken, zumal es bereits in den ersten Studien von Blandow/Winter-v.Gregory/Schmitz (1986) hervorstach. Hat sich bis heute also nichts geändert an der mangelnden Aufmerksamkeit der Fachlichkeit oder sind die Herausforderungen der Lebensbewältigung tatsächlich für Jungen schwieriger „selbst" zu bewältigen als für Mädchen?

Weitere Differenzierungen der Befunde geben mehr Aufschluss: Mädchen verteilen sich mit einem Anteil von 18 % signifikant seltener auf Tagesgruppen als Jungen (30,8 %), etwas häufiger auf Heime (56,3 %, bei Jungen ist der Anteil 52,6 %) sowie auf Betreutes Jugendwohnen (29,5 %, Jungen 14,7 %) oder Jugendschutzstellen (5,5 %, Jungen 1,9 %) (vgl. Finkel 2000, S. 33). Dabei werden Jungen gleichmäßig im Alter zwischen 6 und 18 Jahren in die Hilfen aufgenommen, d.h. etwa die Hälfte begann Maßnahmen bis 12 Jahren. Bei Mädchen hingegen liegt der Schwerpunkt des Beginns der Hilfen bei 15-18 Jahren (38,8 %, bis 12 Jahre nur 35 %). Diese Zahlen passen zu dem Befund, dass Mädchen in 43 % der Fälle eigenverantwortlich die Erziehungshilfe initiierten, während bei Jungen die Initiative in 54,9 % der Fälle bei Mutter oder Vater lag und in je weiteren 20 % bei der Schule oder dem Jugendamt (ebd., S. 34), d.h. nur ca. 5 % der Jungen sich selbst meldeten.

Erziehungshilfen setzen für Mädchen seltener und später an als für Jungen, Mädchen sind weitaus stärker auf ihre eigene Initiative angewiesen. Sie sind dementsprechend wesentlich älter, beginnen die Hilfen „in einer Zeit, in der sich die Widersprüchlichkeiten im weiblichen Lebenszusammenhang verschärfen" (ebd.). Die Tagesgruppe scheint meist nicht mehr eine geeignete Betreuungsform zu sein, „vielmehr sind die Konflikte meist so zugespitzt, dass Mädchen nicht mehr in ihren Familien wohnen können oder wollen, so dass Fremdunterbringung notwendig ist. Trotzdem erfahren Mädchen häufiger einen Wechsel der Einrichtungen, was – so die Vermutung befragter Erzieherinnen – eine Folge der relativ

späten Unterbringung sein könnte, die eben auch dann oft recht schnell vonstatten gehen müsse. Außerdem stünden nach wie vor zu wenig Unterstützungsangebote für Mädchen in besonderen Lebenslagen zur Verfügung" (ebd., S. 38).
Auch hinsichtlich der die *Maßnahmen begründenden Problemlagen* mussten die alten Ergebnisse von Blandow/Winter-v.Gregory/Schmitz (1986) nochmals bestätigt werden. Finkel u.a. fanden die deutlichsten Unterschiede bei den Erfahrungen mit Gewalt: bei Mädchen sind Gewalt/Missbrauchserfahrungen[13] um 12 % häufiger als bei Jungen benannt, während bei Jungen gewalttätiges Verhalten um 20 % häufiger zu einer Maßnahme führte. Auch Lernleistungen waren bei Jungen 10 % häufiger Hilfe auslösender Anlass. Bei Mädchen hingegen häuften sich Angaben bei Essstörungen und psychischen Auffälligkeiten, Gewalt- oder Missbrauchserfahrungen und „gestörten Eltern-Kind-Beziehungen" (Finkel 2000, S. 36). Das bedeutet, dass bei Jungen vor allem auffälliges Verhalten und geringe Leistungen PädagogInnen aufmerksam werden lassen, die „leisen" Bewältigungsformen von Mädchen dagegen kaum.
An diesem Befund bestätigt sich, dass bei Mädchen eher familienbezogene Gründe eine Hilfe generieren und dass die Familien, aus denen die Mädchen kommen, stärker belastet erscheinen. Problematisch ist daran die Bewertung der Mädchen von der Funktionstüchtigkeit der Familie her und das Übergehen ihrer individuellen Erlebens- und Erleidensweisen. Bei Jungen ist problematisch, dass andere Leidenserfahrungen und Bewältigungswege (zum Beispiel sexuelle Gewalterfahrungen oder das Leiden an der Zurichtung auf männliche Funktionen als Starker, Leistender) nicht gesehen werden.
Bei der Bilanzierung der Hilfe*verläufe* zeigen sich ebenfalls geschlechtsspezifische Unterschiede: Insgesamt werden die Verläufe bei Mädchen positiver bewertet als bei Jungen. Das könnte daran liegen, dass Mädchen, wenn sie sich selbst melden, besser wissen, was sie wollen. Pankofer (1997) stellt den Erfolg, dass Mädchen nach einer Unterbringung in geschlossenen Heimen auffällig unauffällig waren, jedoch in Frage. Er könnte auch daran liegen, dass Mädchen schon mit der falschen Diagnose in diese Maßnahme gekommen waren und dass das, was sie wirklich brauchten, nicht erkannt worden war. Ihre Interviews belegen, dass die Mädchen aber trotz des vermutlichen diagnostischen Verkennens ihrer Problemlagen etwas aus der Maßnahme machen konnten, wenn die Beziehungen mit den Erzieherinnen positiv verliefen. Es kann aber auch sein, dass „Misserfolge" bei Mädchen weniger dramatisiert werden: „Laute, konflikthafte und riskante Hilfeabbrüche von Jungen haben eher eine negative Bewertung zur Folge als ein ‚leises Verschwinden' der Mädchen aus dem Zuständigkeitsbereich der Jugendhilfe" (Finkel 2000, S. 40). Im übrigen hat sich mittlerweile hauptsächlich in Mädchenprojekten, teilweise aber auch in Regeleinrichtungen eine neue Fachlichkeit entwickelt, die Mädchen besser gerecht wird (vgl. Paritätischer Wohlfahrtsverband 2000). Weniger positiv sieht der Erfolg bei drogenkonsumierenden Mädchen und Mädchen mit sexuellen Gewalterfahrungen sowie jungen Migrantinnen aus.

Die Ratlosigkeit der Jugendhilfe zeigt sich vor allem, wenn Jugendliche den Weg auf die Straße gefunden haben und hier das Überleben bewältigen. Bei dem Vergleich einer Studie von 1982 (ISA, vgl. u.a. Trauernicht 1989) über „AusreißerInnen und TrebegängerInnen" mit einer ebenfalls qualitativen Studie von 1996 (vgl. Permien/Zink 1998) zu „Straßenkindern" fällt auf, dass „Autoritätskonflikte" im Elternhaus nach wie vor (wenn auch in anderer Form) zentrale Gründe für das Abhauen sind und Schule oder andere Jugendhilfeeinrichtungen wenig Verständnis für die Bedrängnisse von Ausreißerinnen haben (vgl. Hansbauer/Permien/Zink 1997). Andere Studien (z.B. Bodenmüller 1995) belegen, dass das Weglaufen von Mädchen noch kaum als aktives Bewältigungshandeln verstanden wird, mit dem sie unerträglichen Verhältnissen zu entkommen suchen – viel häufiger als früher angenommen aus Gewalt- und Missbrauchsverhältnissen.[14] So scheinen bis heute auch in längeren Betreuungen „Auffälligkeiten" und Problematiken von Mädchen nicht in Zusammenhang mit möglichen sexuellen Gewalterfahrungen gebracht zu werden. Schnelle repressive Normalisierungsimpulse (Heimeinweisungen) sind zwar einem vorsichtigeren Verhalten der Professionellen gewichen mit dem Bestreben, die Betroffenen solange wie möglich in der Familie zu halten. Dies aber überhört ein zweites Mal die Hilferufe von Mädchen.[15] Insgesamt stellt der Vergleich fest, dass heute Jugendliche auf der Straße durch die Ausbildung von „Szenen" mehr Andockmöglichkeiten finden und Mädchen nicht mehr so schnell ins Rotlichtmilieu abtauchen, sondern zunehmend – wenn auch in der Minderzahl – öffentlich sichtbar werden. Damit wird die Straße in der Wahrnehmung der Betroffenen eine „echte Alternative" zur Jugendhilfe. Es bleiben dabei aber die alten Zuordnungen bestehen: Mädchen befinden sich eher im Obdachlosen- oder Freiermilieu, Jungen im Kriminalitätsmilieu; Mädchen werden weiterhin als potentielle Sexualobjekte gehandelt und es gilt die gleiche Doppelmoral (Mädchen, die mit „jedem" schlafen, gelten auch in diesem Milieu als Schlampen) (vgl. Hansbauer/Permien/Zink 1997, S. 406).[16]

Es lässt sich zusammenfassen, dass das System der Hilfegewährung sich in den letzten zehn Jahren stark gewandelt hat und für geschlechtsbezogene Fragen sensibel geworden ist. Gleichwohl werden Mädchen nach wie vor benachteiligt und müssen weitaus mehr tun, bis sie eine notwendige Hilfe erhalten:

- Konfliktlagen von Mädchen werden seltener und später erkannt bzw. ihre Symptome fordern Eltern, ErzieherInnen und LehrerInnen weniger schnell zum Handeln auf. Kommt es dann in der Pubertät zu Maßnahmen, so sind diese drastischer.
- Die Einrichtungen haben weniger flächendeckend Ressourcen und Personal, das adäquat auf die Konflikte reagiert – Mädchen werden öfter weitergeschickt, nicht selten ist auch die Psychiatrie immer noch eine wichtige Station.
- Jungen werden in früherem Alter in Maßnahmen der erzieherischen Hilfe aufgenommen mit Diagnosen wie Gewalt, Kriminalität oder Leistungsversagen.

- Bei beiden Geschlechtern überwiegen Problemsichtweisen, die nicht hinreichend Potentiale und aktive Lösungsanteile erkennen.
- Angebote für Mädchen sind fachlich am weitesten entwickelt im umfassenden Konzept des Mädchenhauses, das aber bisher selten in allen Komponenten realisiert werden konnte. In den Regeleinrichtungen gibt es viele Mädchengruppen, jedoch keineswegs flächendeckend. Für Mädchen auf der Straße und für Mädchen mit Drogenproblematik haben auch feministische Projekte noch wenig Antworten.
- Geschlechtsbezogene Angebote für Jungen sind in den erzieherischen Hilfen eher noch selten und werden vorwiegend als Gruppenangebote realisiert.

3 Perspektiven: gender mainstreaming und geschlechtsspezifische Angebote

Die erzieherischen Hilfen befinden sich seit etwa Mitte der 1990er Jahre im Umbruch. Entgegen starken Spezialisierungen aus den 1980er Jahren werden Konzepte integrierter und individuell „maßgeschneiderter" Hilfen entwickelt (vgl. Wolff/Schröer/Möser 1997). Noch selten verbinden sich die neuen Konzepte jedoch mit einer Weiterentwicklung des Standards der Geschlechterdifferenzierung (vgl. Bitzan 1998). Dabei müsste beides gleichzeitig gedacht werden, um nicht wieder alte Fehler in neuem Gewande fortzusetzen.

- Die Findung eines individuellen Angebots für jede(n) einzelne(n) Jugendliche(n) darf nicht gegen Gruppenangebote ausgespielt werden. Geschlechterbezogene Angebote brauchen beides: die reflektierte individuelle Hilfe mit wohl reflektierter Auswahl der Bezugsperson (Frau oder Mann) und der Form (stationäre Einrichtung oder lockeres Betreuungsverhältnis) sowie Gruppenangebote, die gemeinsame Erfahrungen ermöglichen und soziales Verhalten einüben bzw. reflektieren.
- Die integrierten Hilfen dürfen nicht gegen das Vorhalten von sog. Spezialangeboten ausgespielt werden, zu denen beispielsweise die Anlaufstellen wegen sexuellen Missbrauchs oder Mädchenwohnheime gehören. Neben der tatsächlichen Funktion für Mädchen, hier schnell Schutz und Hilfe zu finden mit der Sicherheit, dass ihnen Glauben geschenkt wird (wovon sie in anderen Einrichtungen keineswegs selbstverständlich ausgehen können), ist auch die symbolische Funktion nicht zu übersehen, die ein Thema für die Betroffenen und für die Öffentlichkeit wachhält, das im Zeichen der Individualisierung allzu leicht wieder in der Verdeckung verschwindet und nur als individuelles Versagen wieder auftaucht.
- Das Konzept der Mädchenhäuser stellt hinsichtlich der flexiblen und schnell zugänglichen Interventionsformen das ausgearbeitetste Konzept für Jugend-

hilfe dar: es besteht aus einem offenen Treff, Beratungsstelle, Zuflucht und Wohnbereich. Es könnte auch für reflexive Koedukation „Pate" stehen.

Die gender-Perspektive in der Jugendhilfe müsste also weniger von Theoriediskursen zur Auflösung der Kategorie Geschlecht her gefunden werden, sondern mehr von der zwiespältigen und widersprüchlichen Realität her, die den Mädchen und Jungen aufgibt, sich in der zweigeschlechtlichen Ordnung zurechtzufinden und sie gleichzeitig zu überschreiten. In den erzieherischen Hilfen handelt es sich immer um Jugendliche, die Unterstützung auch in der eigenen Identitätssicherheit brauchen und gleichzeitig mit den Folgen ihres Tuns konfrontiert werden müssen. Das setzt voraus, Mädchenprobleme nicht mehr als Familienprobleme zu behandeln. Sowohl bei Mädchen wie bei Jungen müssen die geschlechtsspezifischen Bewältigungsmuster erst einmal verstanden werden.

Wenn Geschlecht als notwendige und zur Verfügung stehende Bewältigungskategorie für problembelastete Jugendliche verstanden wird, werden auch hierauf bezogene Angebote nicht obsolet, sondern notwendig. Dabei gilt es achtsam zu sein: Mädchenangebote, die konkret an der Lebenslage ansetzen, dürfen nicht in Defizitangebote verfallen[17] (die „armen benachteiligten" Mädchen brauchen „besondere" Unterstützung), Jungengruppen laufen Gefahr, das jungentypische Gewaltpotenzial und Hierarchisierungen zu verstärken (Stärkung des Gruppenzusammenhangs durch gegenseitige Bestätigung misogyner Umgangsformen), koedukative Gruppen vernutzen Mädchen, wenn sie nicht geschlechterreflektiert sind, Einzelbetreuungen laufen Gefahr, die Jugendlichen zu isolieren (vgl. Hartwig 2001).

Geschlechterdifferenzierung als notwendige Fachlichkeit erfordert die Arbeit mit den Potentialen der Jugendlichen an Handlungs-Alternativen, die trotzdem Geschlechtsidentitäten ermöglichen und Sicherheit geben. Dazu gehören:

- ein Bewusstsein über die Geschlechterverhältnisse, d.h. über die widersprüchlichen Herausforderungen der weiblichen Lebenslagen, über die Zusammenhänge von Gewaltfaszination und -neigung bei Jungen und fehlenden männlichen Vertrauens- und Identifikationspersonen; letztlich vor allem aber auch über die eigenen geschlechtsbezogenen Konflikte, Erfahrungen und Bewältigungsweisen der Professionellen;
- eine Vielfalt an Arbeitsformen, die die Grundform der geschlechtshomogenen Gruppenarbeit erweitern um geschlechtshomogene Einzelbeziehungen, gemischtgeschlechtliche reflektierte Gruppenangebote und ggf. „Überkreuz-Angebote", wenn sie entsprechend konzeptionell angelegt sind (vgl. Braun 2000);
- die konzeptionelle, personenunabhängige Verankerung in den Einrichtungen selbst und in der kommunalen Jugendhilfeplanung, die einerseits Träger auf entsprechende Angebote verpflichtet, andererseits die freien kleinen Träger (Mädchenprojekte etc.) stützt.

Gender mainstreaming (↗ Schaufler) als formale top-down-Strategie kann diese Anforderungen im strukturellen Bereich fördern durch eine entsprechende Personalpolitik. Die Bewusstseinsbildung, die konzeptionellen Spielräume bei den Trägern und die personenbezogene, mit der Geschlechteridentifikation hergestellte Beziehungsarbeit kann es nicht erzeugen – die braucht Spielräume zum Wachsen.[18] Es geht kein Weg vorbei an einer Doppelstrategie in der Praxis, die gender mainstreaming verfolgt und gleichzeitig spezielle Angebote für Mädchen und Jungen bereitstellt.

Anmerkungen

[1] ausführlich auch für andere Felder der Jugendhilfe: Bitzan/Daigler 2001.

[2] So beispielsweise in der Jugendhilfeplanung, vgl. Bitzan 1997.

[3] Veröffentlicht wurden der Bericht und die Expertisen erst über ein Jahr später (vgl. Deutscher Bundestag 1984) auf massiven Druck der Autorinnen. Dieser Bericht ist der erste und bis heute einzige, der die Lebenssituation von Mädchen und Maßnahmen zur Chancengleichheit übergreifend und grundsätzlich für die Jugendhilfe thematisiert. Zum letzten, dem 11. Jugendbericht, gibt es hierzu immerhin einen Expertisenband (Wertmanns-Reppekus/Böllert 2002).

[4] Zu den aktuellen Debatten wird ausführlich Stellung bezogen in Bitzan/Daigler 2001.

[5] Gerne wird die Shell-Studie als Beleg für die Aufhebung der Geschlechterunterschiede herangezogen. Dieselbe zeigt aber genauso eindeutig die genannte Ungleichheit als Benachteiligung von Mädchen auf (vgl. Deutsche Shell 2000, S. 345ff.).

[6] Gleichwohl mit dem gender mainstreaming eine neue Chance zur „Normalisierung" geschlechtsbezogener Angebote besteht.

[7] Ebenso konnte gezeigt werden, dass Mädchen eher in Pflegefamilien und familienähnlichen Betreuungsformen versorgt werden als Jungen.

[8] Stein-Hilbers zitiert Trauernicht – vermutlich auf das Gebiet der ehemaligen BRD bezogen – folgendermaßen: „Zwischen 30000 und 40000 Kinder und Jugendliche werden jährlich als vermißt gemeldet, wobei unter den Jugendlichen der Anteil der Mädchen deutlich überwiegt (Trauernicht 1983: 13). Gleichzeitig ist eben diese Familienflucht auch in hohem Maße durch den sexuellen Mißbrauch in der Familie verursacht" (1988, S. 145).

[9] Diese Tatsache ist keine Spezialität der erzieherischen Hilfen, sondern „Geschlecht" wurde immer nur mit Frauen verbunden.

[10] Connell (1995) bezeichnet so den grundsätzlichen gesellschaftlichen Vorteil von Männern in der Geschlechterhierarchie.

[11] Unterscheidungen zwischen Ost- und Westdeutschland müssen hier aus Platzgründen unterbleiben.

[12] Die „Jule"-Studie, in der auf der Basis von Aktenanalysen und nachgehenden Interviews Anlässe, Aufenthaltsdauer und Erfolge von Mädchen und Jungen in Erziehungshilfen erforscht wurden, bestätigt die Zahlenverhältnisse: 45,1 % Mädchen, 54,9 % Jungen (vgl. Finkel 2000).

[13] Die Kategorien der Studie insgesamt waren: Störungen der Eltern/Kind- Beziehung, Gewalt-/Missbrauchserfahrungen, Vernachlässigung, Aggressives Verhalten, Lernleistungsrückstände.

[14] In der JULE-Studie wurden bei 27,3 % der Mädchen Missbrauchserfahrungen aktenkundig benannt. In einem Drittel aller Interventionen lagen vor der (teil-)stationären Hilfe bereits eine längerfristige Betreuung durch den Allgemeinen Sozialen Dienst, Erziehungsberatungsstellen und überdurchschnittlich häufige Psychiatrie-Aufenthalte (Mädchen 22,9 %, Jungen 0 %).

[15] „Dazu Bea aus der DJI-Studie, 15 Jahre alt und seit ihrem 13. Lebensjahr überwiegend auf der Straße: ‚Ich bin oft zum Jugendamt gegangen, hab gesagt, ich bin auf der Straße und helft mir, ich

pack das nicht mehr daheim [...]. Und die haben gesagt: ja, probiers halt wieder und bla, bla, bla'"(Hansbauer 1997, S. 401).

[16] Einen aktuellen Überblick geben Retza/Weber 2001.

[17] Obwohl die Finanzierungslogiken der Jugendhilfe dieses nahe legen.

[18] Die Überlegungen zu gender mainstreaming in den erzieherischen Hilfen sind noch am Anfang; vgl. Forum Erziehungshilfe 2001, Stichpunkte bei Winter 2001.

Literatur

BILDEN, Helga: Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: Klaus Hurrelmann und Dieter Ulich (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim 1991, S. 777-812. – BIRTSCH, Vera/Münstermann, Klaus/Trede, Wolfgang (Hrsg.): Handbuch Erziehungshilfen. Münster 2001. – BITZAN, Maria: Mädchengerechte Jugendhilfeplanung. Auf dem Weg zu einer geschlechterdifferenzierenden Planung. In: Wolff/Schröer/Möser 1997, S. 263-273. – BITZAN, Maria: Zwischen Struktur und Person: Geschlechterdifferenzierende und sozialpolitische Handlungskompetenz als Grundlage für sozialraumorientierte Hilfen. In: Friedhelm Peters, Wolfgang Trede und Michael Winkler (Hrsg.): Integrierte Erziehungshilfen. Qualifizierung der Jugendhilfe durch Flexibilisierung und Integration? Frankfurt/M. 1998, S. 52-72. – BITZAN, Maria/Daigler, Claudia: Eigensinn und Einmischung. Einführung in Grundlagen und Perspektiven parteilicher Mädchenarbeit. Weinheim 2001. – BLANDOW, Jürgen/Winter-von Gregory, Witha/Schmitz, Jürgen: „Erzieherische Hilfen". Untersuchungen zu Geschlechtsrollen-Typisierungen in Einrichtungen und Diensten der Jugendhilfe. In: Freigang, Werner u.a.: Mädchen in den Einrichtungen der Jugendhilfe. Alltag und Biographie von Mädchen. Bd. 15. Hrsg. von der Sachverständigenkommission Sechster Jugendbericht. Opladen 1986, S. 133-227. – BODENMÜLLER, Martina: Auf der Straße leben – Mädchen und junge Frauen ohne Wohnung. Münster 1995. – BÖHNISCH, Lothar/Brückner, Margrit: Geschlechterverhältnisse. Weinheim 2001. – BÖHNISCH, Lothar/Winter, Reinhart: Männliche Sozialisation. Weinheim 1993. – BRAUN, Gisela: Was gehen mich als Pädagogin die Jungen an? Was gehen mich als Pädagoge die Mädchen an? Unveröff. Diplomarbeit, Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Tübingen 2000. – CONNELL, Robert W.: „The big picture". Formen der Männlichkeit in der neueren Weltgeschichte. In: Widersprüche 15 (1995), S. 23-46. – DEUTSCHE SHELL (Hrsg.): Jugend 2000. Bd. 1. Opladen 2000. – DEUTSCHER BUNDESTAG: Verbesserung der Chancengleichheit von Mädchen in der Bundesrepublik Deutschland – Sechster Jugendbericht. Bonn 1984. – DIEZINGER, Angelika/Rerrich, Maria S.: Die Modernisierung der Fürsorglichkeit in der alltäglichen Lebensführung junger Frauen: Neuerfindung des Altbekannten? In: Geissler/Oechsle 1998, S. 165-184. – FINKEL, Margarete: Mädchen und junge Frauen in Erziehungshilfen. In: Claudia Daigler und Margarete Finkel: Mädchen und junge Frauen in Erziehungshilfen. (EREV Schriftenreihe 3) Hannover 2000, S. 31-48. – FORUM ERZIEHUNGSHILFE: Themenheft „Debatte um Mädchenarbeit". Frankfurt/M. 2001. – GEISSLER, Birgit/Oechsle, Mechthild (Hrsg.): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen 1998. – GLÜCKS, Elisabeth/Ottemeier-Glücks, Franz Gerd (Hrsg.): Geschlechtsbezogene Pädagogik. Münster 1994. – HANSBAUER, Peter/Permien, Hanna/Zink, Gabriela: Gestern „TrebegängerInnen" – heute „Straßenkinder"? Gemeinsamkeiten und Unterschiede. In: Neue Praxis, 27 (1997), S. 395-412. – HARTWIG, Luise: Sexuelle Gewalterfahrungen von Mädchen. Konfliktlagen und Konzepte mädchenorientierter Heimerziehung. Weinheim 1990. – HARTWIG, Luise/Kriener, Martina: Die Bedeutung von Geschlechtsrollen und Geschlechterverhältnissen in der pädagogischen Praxis. Ansätze zu einer feministischen Jugendhilfe. In: Friedhelm Peters (Hrsg.): Professionalität im Alltag. Entwicklungsperspektiven in der Heimerziehung II. Bielefeld 1993, S. 134-148. – HARTWIG, Luise: Mädchenwelten – Jungenwelten und Erziehungshilfen. In: Birtsch,/Münstermann/Trede (Hrsg.) 2001, S. 46-68. – HEILIGER, Anita: Mädchenarbeit im Gendermainstream. Ein Beitrag zur aktuellen Diskussion. München 2002. – ISA/LWV HESSEN: Mädchen in öffentlicher Erziehung – Eine Untersuchung zur Situation von Mädchen in freiwilliger Erziehungshilfe und Fürsorgeerzie-

hung. Münster 1987. – KAVEMANN, Barbara: Mädchenhäuser – Zufluchtsorte für Mädchen in Not. In: Vera Birtsch, Luise Hartwig und Burglinde Retza (Hrsg.): Mädchenwelten - Mädchenpädagogik. Perspektiven zur Mädchenarbeit in der Jugendhilfe. Frankfurt/M. 1991, S. 163-178. – KAVEMANN, Barbara/Lohstöter, Ingrid: Väter als Täter. Reinbek 1984. – KRIENER, Martina/Hartwig, Luise: Mädchen in Erziehungs- und Jugendhilfe – Feministische Analysen und Ansätze in der Praxis. In: Barbara Friebertshäuser, Gisela Jakob und Renate Klees-Möller (Hrsg.): Sozialpädagogik im Blick der Frauenforschung. Weinheim 1997, S. 195-208. – KRIENER, Martina/Petersen, Kerstin (Hrsg.): Beteiligung in der Jugendhilfepraxis. Sozialpädagogische Strategien zur Partizipation in Erziehungshilfen und bei Vormundschaften. Münster 1999. – MEUSER, Michael: Geschlechterverhältnisse und Maskulinitäten. In: Christoph Armbruster, Ursula Müller und Marlene Stein-Hilbers (Hrsg.): Neue Horizonte? Opladen 1995, S. 107-134. – NEUBAUER, Gunter: Stationäre Unterbringung: Jungenbezogene Konzeptentwicklung, Erfahrungen im stationären und teilstationären Bereich. In: Benedikt Sturzenhecker und Reinhard Winter (Hrsg.): Praxis der Jungenarbeit. Weinheim 2002, S. 117-126. – PANKOFER, Sabine: Freiheit hinter Mauern. Mädchen in geschlossenen Heimen. Weinheim 1997. – PARITÄTISCHER WOHLFAHRTSVERBAND (Hrsg.): „Mit Mädchen arbeiten - Qualität sichtbar machen". Projektbericht, Doro-Thea Chwalek, Bielefeld 2000. – PERMIEN, Hanna/Zink, Gabriela: Endstation Straße? Straßenkarrieren aus der Sicht von Jugendlichen. München 1998. – POTHMANN, Jens/Rauschenbach, Thomas: Mädchen benachteiligt in der Erziehungshilfe? In: KOMDAT Jugendhilfe. Hrsg. von der Dortmunder Arbeitsstelle für Kinder- und Jugendhilfestatistik. Dortmund H. 2 (1999), S. 1-2. – RETZA, Burglinde/Weber, Monika (Hrsg.): Mädchen auf der Straße - im Blick von Jugendhilfe, Forschung und Mädchenarbeit. Frankfurt/M. 2001. – SAVIER, Monika/Wildt, Carola: Mädchen zwischen Anpassung und Widerstand. München 1978. – STEIN-HILBERS, Marlene: Warum werden Mädchen in Pflegefamilien oder Heimen untergebracht? In: Mädchentreff Bielefeld und Marlene Stein-Hilbers (Hrsg.): „Marlene hatte andere Pläne…". Feministische Mädchenarbeit. Bielefeld 1988, S. 137-147. – TRAUERNICHT, Gitta: Ausreißerinnen und Trebegängerinnen – Theoretische Erklärungsansätze, Problemdefinitionen der Jugendhilfe, strukturelle Verursachung der Familienflucht und Selbstaussagen der Mädchen. Münster 1989. – WEBER, Monika: Koedukation – kein Thema für die Erziehungshilfe? In: Forum Erziehungshilfen. Frankfurt/M. 2000, S. 4-9. – WEGNER, Lothar: Wer sagt, Jungenarbeit sei einfach? In: Widersprüche 15 (1995), S. 161-179. – WERTHMANNS-REPPEKUS, Ulrike/Böllert, Karin (Hrsg.): Mädchen- und Jungenarbeit - Eine uneingelöste fachliche Herausforderung. Der 6. Jugendbericht und zehn Jahre Paragraph 9.3 im Kinder- und Jugendhilfegesetz. München 2002. – WIDERSPRÜCHE: Themenheft „Männlichkeiten". 15 (1995). – WINTER, Reinhard: Gender Mainstreaming im Feld der stationären Unterbringung. In: Stiftung SPI, Gabriele von Ginsheim und Dorit Meyer (Hrsg.): Gender Mainstreaming – neue Perspektiven für die Jugendhilfe. Berlin 2001, S. 133-143. – WOLFF, Mechthild/Schröer, Wolfgang/Möser, Sigrid (Hrsg.): Lebensweltorientierung konkret – Jugendhilfe auf dem Weg zu einer veränderten Praxis. Beiträge zur IGfH-Jahrestagung 1996 in Dresden. Frankfurt/M. 1997.